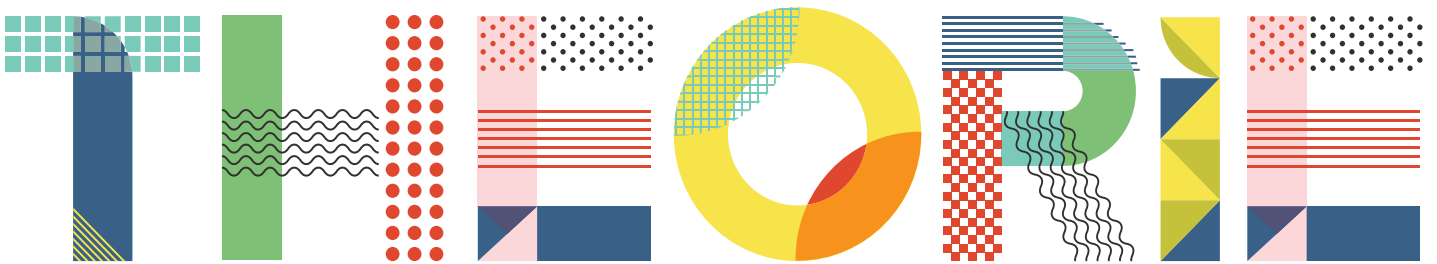


Text: MARTIN HELG



**Das zeitgenössische Wohnideal ist geprägt von Funktionalität,
Minimalismus und dem Evozieren von Ruhe. Wer länger leben möchte, der sollte
sich aber vielleicht an einer anderen Architektur-Philosophie orientieren.**

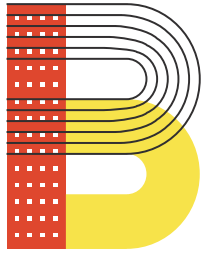




Hügelige Fußböden (mit Haltestangen für den Notfall) machen das Leben in Arakawa/Gins-Wohnküche zum ewigen Balance-Akt.



Mit ihrem Zuviel an Farben und geometrischen Formen wollen die «Reversible Destiny Lofts» in Mitaka, Tokio, ein Stachel im Fleisch sein.



Bewegung ist Leben, Stillstand ist Tod. Der Geodynamo im flüssigen äusseren Erdkern ruft das Magnetfeld des Planeten hervor, das uns vor hochenergetischer Teilchenstrahlung aus dem All schützt. Wehe, er verkrustet! Und was hat das mit unseren Wohnungen zu tun?

Sie sind – gemessen an der Mobilität unsere Steinzeitverwandten – Agenten der Verkrustung. Nicht nur bieten moderne Dreieinhalbzimmerwohnungen kaum Auslauf, sie lähmen mit monotonen Grundrissen, fahlen Farben und technologischer Überfunktionalität auch jeden Lebensreflex. Statt auf Bewegung zielen sie auf Ruhe – was es laut dem US-Künstlerpaar Arakawa und Madeline Gins endlich zu ändern gilt.

Die beiden haben in den neunziger Jahren den Anspruch in die Welt gesetzt, den Menschen durch Architektur unsterblich zu machen. Nicht in der Art des ewigen Lebens, das die alten Ägypter mit ihren himmelwärts strebenden Pyramiden und mittelalterliche Dombauherrn mit ihren Kuppeln im Sinn hatten, sondern ganz diesseitig und biologisch unsterblich: Baukunst nach Arakawa/Gins steht als lebensverlängernde Massnahme auf einer Liste mit Frühsport, veganer Ernährung und der Vermeidung von schädlichen Umgebungsradikalen.

Wie sie vonstattengehen könnte, zeigen die «Reversible Destiny Lofts» im Tokioter Stadtteil Mitaka: ein kunterbunter Bau in schreienden Farben, der äusserlich einer Behausung für Fantasy-Kreaturen gleicht und innen einer Ansammlung von bewegungspädagogischen Erlebnisspielplätzen. Leitern, die ins Nichts führen, verleiten zu Bewegungsüberschüssen, hügelige, mit Beulen übersäte Fussböden zwingen dazu. Lichtschalter sind entweder zu hoch oder zu tief angebracht, Fenster und Küchenanrichten befinden sich auf Wadenhöhe – Stimuli, dazu geschaffen, Bewohner aus der Ruhe zu bringen.

Ihrem Konzept des kinetischen Maximums legten Arakawa/Gins das Bild eines Sturzes vom Empire State Building zugrunde. Der jeder Gewissheit beraubte, frei fallende Körper auf der Suche nach einem Landeplatz, den er lieber nie erreicht – er erfährt sich als grenzenlos lebendig. Nobu Yamaoka, ein Filmemacher, der mit seiner Familie fünf Jahre lang eine «Reversible Destiny Loft» bewohnte, verglich dieses Erlebnis mit einer «endlosen Yogasession». Seine Pollenallergie war er nach kurzer Zeit los. Als er die Loft wieder verliess, um näher bei der Schule der Kinder zu wohnen, ermüdete er schneller.

Noch sind die Lofts nicht alt genug, um ihren Unsterblichkeitseffekts bewiesen zu haben. Die Wohnpsychologie hat die Verführung zum Sport, die von Umgebungen ausgeht, aber schon einmal auf einen positiv konnotierten Begriff gebracht: «Nudging» (Anstupsen). «Man macht damit erwünschte Verhaltensweisen einfacher», erklärt Alice Hollenstein, die sich beim Center for Urban & Real Estate Management der Universität Zürich mit der Wirkung von Architektur auf das

Wohlbefinden von Menschen beschäftigt. Wichtig sei «das richtige Stimulationsniveau»; eine Wohnung dürfe kein «komplettes Durcheinander» darstellen, aber auch keine «totale Reizdeprivation; moderne Gebäude sind zum Teil zu monoton».

Was haben die Architekten falsch gemacht, dass wir noch immer sterben müssen? Möglicherweise ist das Bauhaus an allem schuld – jene in der Zwischenkriegszeit begründete Kunst- und Architekturphilosophie, die mit gründerzeitlichen Schnörkeln aufräumte, um die industrielle Wahrheit hinter bürgerlichen Opernkulissen aufscheinen zu lassen (das Bürgertum hatte sich gerade durch seinen Weltkriegswahn kompromittiert). Funktionalismus, neue Sachlichkeit und internationaler Stil: Das waren die Kampfbegriffe des Fabrik-Chics, der bis heute in die zu Lofts gewordenen Werften (London) und Spinnereien (Schweiz) hineinwirkt und die Formsprache der Neubausiedlungen bestimmt.

Doch nicht nur die Alltagsarchitektur ist im zwischenkriegszeitlichen Reduktionismus steckengeblieben, auch Bauten mit avantgardistischem Anspruch verkaufen weniger noch immer als mehr. Bewohnbare Zündholzschachteln aus Holz, in Modularbauweise aufeinandergeschichtet, gelten als Non-plus-ultra der Energieeffizienz; die Fassade des Zürcher Kunsthausneubaus, an Kontrastarmut von der Natursteinwüste des Sechseläutenplatzes nur knapp übertroffen, begeistert Fachgremien; und für die monolithischen Artefakte des Bündner Stararchitekten Valerio Olgiati – Kanye West will sich von ihm eine Stadt bauen lassen – werden Traumpreise bezahlt. Nach einer Feier des Lebens sehen Olgiati-Bauten nicht aus, allenfalls kommen abstrakte Blumenmuster darauf vor.

Der US-Schriftsteller Tom Wolfe beschrieb die Verheerungen des modernistischen Bildersturms im Essay «From Bauhaus to our house» (1981). Er behauptet, dass Bauhaus-Bauten zwar von ihren verkopften Erfindern geschätzt würden, aber nicht von den Millionen von Büroameisen, die sie zu bevölkern gezwungen seien. Die intellektuelle Fachführerschaft tadelte Wolfe als Banausen, aber vermutlich hat er, was die Ameisen betrifft, einen Punkt getroffen: Nicht dem Menschen galten die revolutionären Umtriebe der Bauhauspioniere, sondern, wie es im Gründungsmanifest von 1919 heisst: «Das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit ist der Bau.»

Was aber sagt das Ameisenvolk dazu? Es wird meist nicht nach seiner Meinung gefragt. Die Architekturpsychologin Alice Hollenstein, als Fachfrau oft in Jurys berufen, bemängelt, dass dort selten Laien sässen. «Laien beurteilen Gebäude viel impliziter als Fachleute, also mehr auf der Ebene der schnellen, intuitiven Reizverarbeitung, bei der evolutionsbiologisch geprägte Präferenzen eine stärkere Rolle spielen». Fachleute urteilen eher explizit, wobei der Frontalkortex und damit das Vorwissen stärker mit einbezogen wird.» So hat die Evolutionsbiologie, die uns einer «geordneten Vielfalt» zuneigen lässt, bei Bauvergaben für einmal nicht das letzte Wort.

Die Folge sind top-down verordnete Wohnsilos mit kahlen Fassaden, rechteckigen Formen, Glas, Sichtbeton. Als 19 000 Leserinnen und Leser von «20 Minuten» ein Betonhochhaus beim Triemli in Zürich zum hässlichsten Wohnhaus der Schweiz wählten, forderte ein Heimatschutz-Mitarbeiter «bessere Bildung im Bereich Baukultur für alle», und der Architekt nahm wie folgt Stellung: «Dass Laien das Gebäude hässlich finden, ist mir egal. Hauptsache, den anderen Architekten gefällt es.»

Werden uns die ästhetischen Eliten am Ende um die Unsterblichkeit bringen? Nicht solange wir noch von WG-Postern an die verspielten Wurzeln des Modernismus in Art déco und Jugendstil erinnert werden oder an die Gemütsergüsse Antoni Gaudís, dessen Park Güell in Barcelona den rechten Winkel verspottet und im Organischen schwelgt. Gaudi hegte ähnlich wie Arakawa/Gins transzendente Hintergedanken. Seine bis heute unvollendete Sagrada Familia legte er als ewige Baustelle an, einen Katalysator der Unsterblichkeit.

Und da war noch einer, der baute Sachen, die haben «den andern Architekten» gar nicht gefallen. Zu bunt und verträumt sahen sie aus, mehr wackelig als recht berechnet und in den Details phantastisch ausufernd. Das Publikum aber liebte den Mann, der von der Kunstschule geflogen war. Zu seiner «Gute-Laune-Kunst» zog es jeden hin, der noch einen Funken Naivität in sich hatte. Was für ein Seelenfänger dieser Friedrich Hundertwasser doch war! Dass er sich «Architektur-Doktor» nannte, belegt seine Menschenfreundlichkeit. Und trotzdem fand er Bauherren. Zum ewigen Leben im Architekten-Pantheon hat es ihm aber nicht gereicht, Hundertwasser blieb ein Ketzer. Im «Verschimmelungsmanifest gegen den Rationalismus in der Architektur» schrieb er: «Wir leben in einem Chaos der geraden Linien, in einem Dschungel der geraden Linien. Wer dies nicht glaubt, der gebe sich einmal die Mühe und zähle die geraden Linien, die ihn umgeben, und er wird begreifen; denn er wird nie ans Ende gelangen.»



Im Kampf gegen die Rastersysteme forderte Hundertwasser das «Fensterrecht» eines jeden, die Fassade um sein Fenster so weit zu bemalen, wie sein Arm reicht. Noch ist es nicht flächendeckend durchgesetzt, aber wer Hundertwasser-Bauten schön findet, ist vermutlich auf dem richtigen, von Arakawa/Gins vorgezeichneten Weg. «Wenn einem etwas gefällt, schüttet das Hirn das Glückshormon Dopamin aus, das hat schon einmal einen guten Effekt auf die Gesundheit», sagt die Architekturpsychologin Alice Hollenstein. Bei Hundertwasser habe man zudem tatsächlich das Gefühl, «o. k., der hat das jetzt für Menschen gebaut. Auch vom Massstab her. Nimmt man zum Vergleich ein Gebäude mit zehn identischen Stockwerken, fühlt man sich dort weniger als Individuum.»

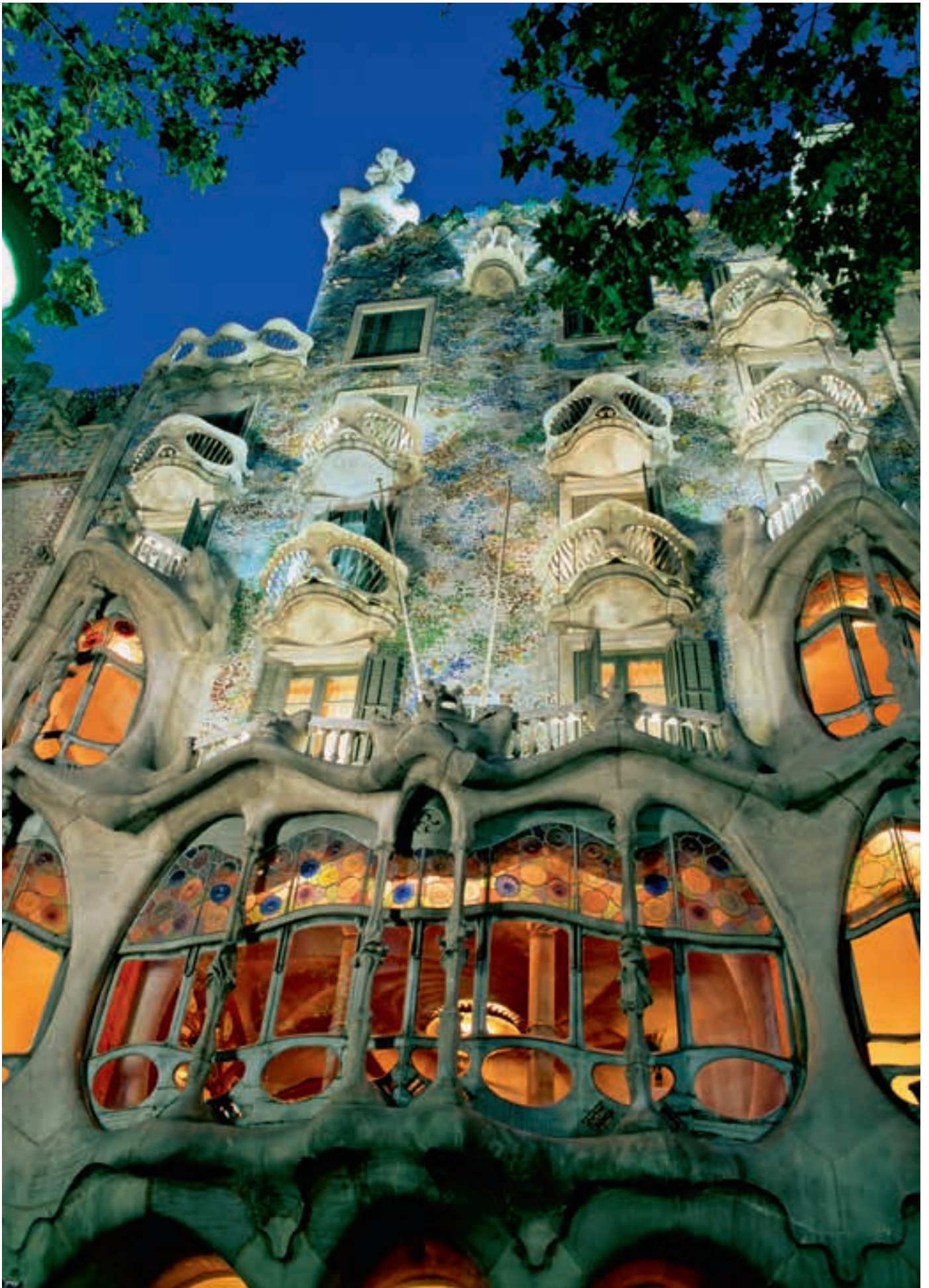
Das Wort «Individuum» fällt oft in Hollensteins Ausführungen, ebenso wie die «Vielfalt», die mit der «Ordnung» am besten Hand in Hand gehe. Vorbildlich umgesetzt sei das in der Genossenschaftssiedlung «Mehr als Wohnen» auf dem Zürcher Hunzikerareal, wo jedes Haus von einem anderen



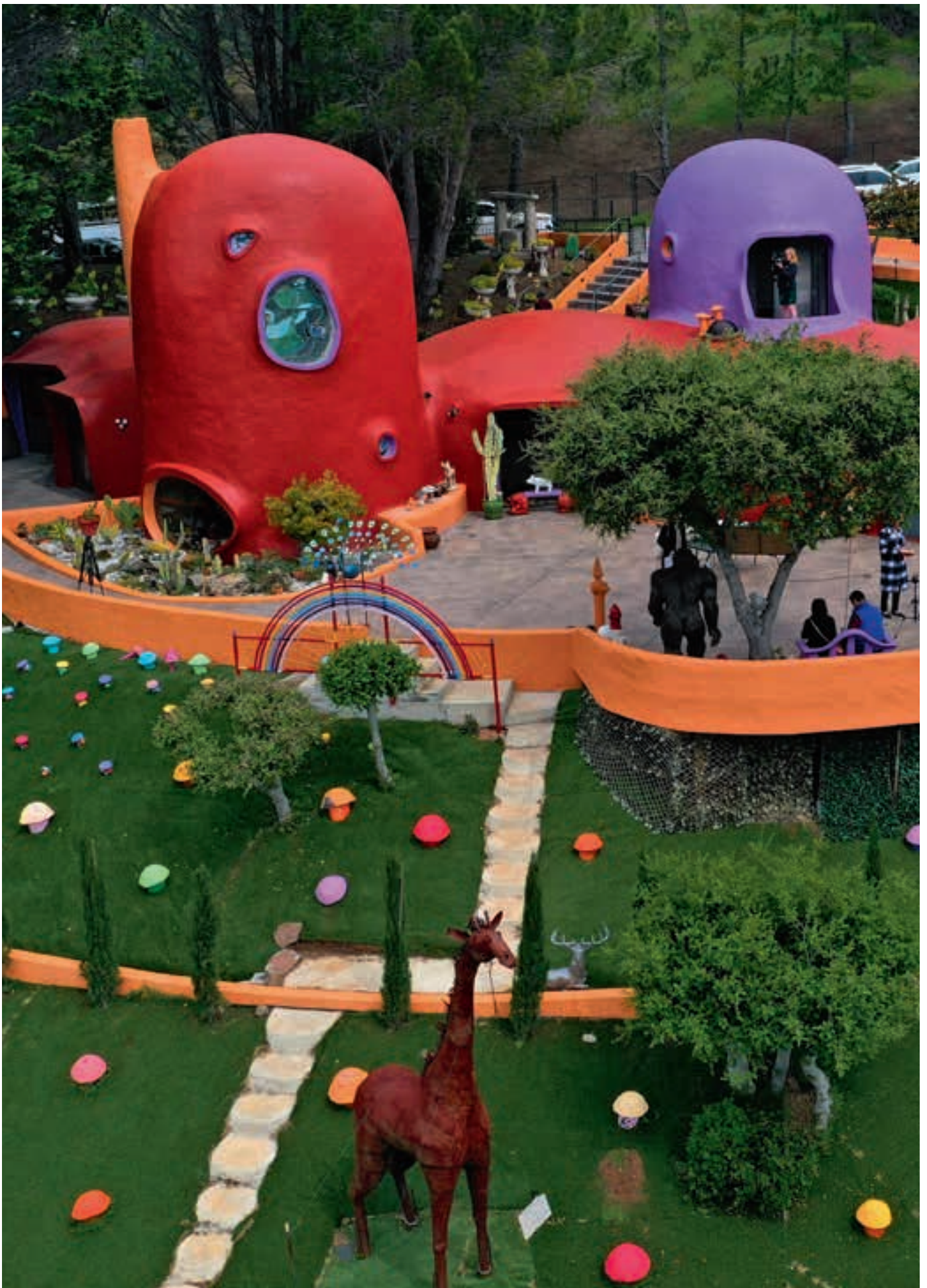
Mamounia Chair im Stil der Memphis Design Group.



Niki-de-Saint-Phalle-Grotte in den Herrenhäuser Gärten, Hannover.



Formen, wie organisch gewachsen: Fassade des von Antoni Gaudí entworfenen Batlló-Hauses in Barcelona.



Schlupfhausen in Hillsborough bei San Francisco: Das «Flintstone's House» ist eine Einladung, auf ewig Kind zu bleiben.

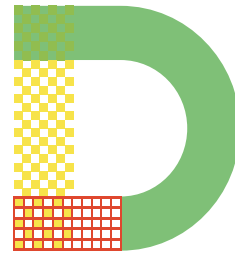


Das Hundertwasser-Haus in Wien ist Ketzertum wider die rechte Lehre.



Improvisations-Look: Hundertwasser-Klo in Kawakawa, Neuseeland.

Architekten gebaut wurde; «das stärkt die Identität der Menschen und schafft eine andere Wahrnehmungsqualität». Noch einen Schritt weiter gehe die Wiener Retortenstadt Aspern, die mit ihren Baugesetzen aktiv vielfältige Formen fördert – laut Eigenwerbung immer im Wissen, «dass öffentliches Leben ein kostbares Gut ist, das es zu konzentrieren gilt.»



Das öffentliche Leben. Das Soziale. Die Nachbarn. Sie erweitern das Feld der räumlichen Massnahmen, die für die Unsterblichkeit in Betracht fallen, weit über die Baugestaltung hinaus. Wobei Ursachen und Wirkungen oft unentwirrt bleiben. «Machen schlechte Gebäude krank, oder ziehen sie Menschen an, die eine Disposition haben, krank zu werden?», fragt Hollenstein, und gibt zu bedenken: «Wenn ich in einer tollen Architektur wohne, aber der Nachbar terrorisiert mich, ist das schlimmer für die Gesundheit als ein schlechtes Gebäude. Wir sollten nicht nur das schönste Haus wählen, sondern vor allem auch das mit dem besten sozialen Umfeld.» Muss man also in die Stadt ziehen, wo es mehr Menschen gibt? Nein, meint Alice Hollenstein, «Einsamkeit ist etwas Relatives. Schlimm ist, wenn ich denke, alle anderen hätten mehr Freunde als ich. Die absolute Zahl ist egal, es ist der Vergleich, der Stress verursacht.»

Arakawas und Gins' «Reversible Destiny Lofts» haben schon einmal den Vorteil, überall stehen zu können. Zu den schiefen Böden merkt die Fachfrau jedoch kritisch an, dass sie vielleicht zur Bewegung animieren, aber gerade dadurch – «und weil die Sachen immer wegrollen» - auch nerven. «Es ist schon so, dass am Schluss das Praktische irgendwie siegt. Genau wie überall sonst. Wenn man einen schönen Mann hat, aber sein Charakter ist schlecht und er stört im Alltag, dann sieht man irgendwann die Schönheit nicht mehr.»

Steinig bleibt der Weg zur Unsterblichkeit, und nicht wenige ihrer Vorkämpfer in der Architektur haben das Zeitliche bereits gesegnet. Arakawa wurde 74 Jahre alt, Madeline Gins 73. Friedrich Hundertwasser starb mit 71 an Bord eines Schiffes und Antoni Gaudí mit 73 in einem Armenhospital. Er war auf dem Weg zur Sagrada Familia von einem Tram angefahren und nicht erkannt worden; seine Kleidung war so abgewetzt, dass mehrere Taxifahrer es ablehnten, den Schwerverletzten ins Spital zu bringen. ■

MARTIN HELG lebt in einer verdichteten Neubauwohnung am Stadtrand. Zum freien Fall bringen ihn die herumliegenden Legosteine seiner Kinder. Tauftrisch fühlt er sich aber nicht mehr.